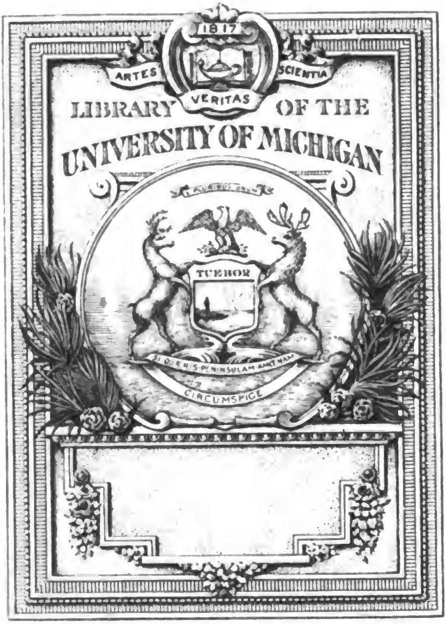
Spiegel, Freundschaft, Spiele

Alfred Walter Heymel


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

SPIEGEL · FREUNDSCHAFT · SPIELE

STUDIEN VON ALFRED WALTER HEYMEL

INSEL-VERLAG · LEIPZIG · MCMVIII

SPIEGEL

Hugo von Hofmannsthal
zugeeignet

DIE drei Freunde, Friedrich, Walter und Ernst, hatten einen anregenden und angenehmen Tag verlebt und sich jeder nach seiner Art geistig und körperlich ausgearbeitet. Friedrich, ein junger Maler, hatte in der Akademie gezeichnet und war dann um die Mittagszeit mit Walter, der eben aus der Universität kam, unter den vom Schnee beschwerten Bäumen des Parkes hindurch auf die Felder geritten. Beide hatten dort in der frischen Luft über die weiße Ebene hin, auf der die Mittagssonne glitzerte und Roß und Reiter die lustigsten Schatten werfen ließ, ihre Pferde getummelt und nun waren sie, für den ganzen Tag erfrischt in die Stadt zurückgekehrt. Bei ihrem Freunde Ernst, einem jungen Schriftsteller, hatten sie das Mittagsessen eingenommen, eine

Schlittenpartie auf das Land hinaus gemacht, gelacht und gescherzt, die Pferde bewundert, und sich an der Größe der winterlichen Natur erfreut und erhoben.

Nachmittags waren dann alle drei in eine Ausstellung japanischer Holzschnitte gegangen und hatten versucht, sich in diese fremde, leichte, gefällige Welt einzuleben und sich die Gesetze und die Reize dieser für sie neuen, seltsam anziehenden und sicheren Kunst in Gesprächen klar zu machen.

So war es Abend geworden, und sie beschlossen, in ein Konzert zu gehen, da sie in der Zeitung das auserlesene und seltene Programm lasen, das man diesen Abend spielen würde. Es war lauter alte Musik, der graziöse Rameau, der heitere freie Mozart, der tiefe und ernste

Bach, und vor allem der erhabene und majestätische Gluck. Kein Wunder, daß die drei Freunde in der gehobensten Stimmung den Konzertsaal verließen.

Beim Eingang trafen sie auf ihren gemeinsamen Freund Hermann, der sie einlud, bei ihm zu Abend zu essen. Die Eingeladenen gingen gerne zu ihm. Das Abendbrot war schnell verzehrt, und die drei Gäste erzählten ihrem Freunde von den Erlebnissen und Eindrücken des Tages.

Als Hermann bedauerte, nicht an der Schlittenfahrt teilgenommen zu haben, fragten die andern ihn, wie er denn den Tag verbracht habe, und er antwortete ihnen in einem Ton, der durch einen tiefen Ernst den Zuhörern zu Herzen gehen mußte: »Mit dem Andenken an eine Verstorbene.«

Als man mit Obst und Dessert fertig geworden war, begab man sich an das Kaminfeuer einer geräumigen Halle, die dadurch von einer eigentümlichen geheimnisvollen Stimmung war, daß hohe, etwas matte Spiegel, die nur an einzelnen Stellen von dunkelbraunen Nußbaumtäfelungen unterbrochen wurden, ihre Wände bekleideten. Da die Spiegel sich gegenüber standen, erweiterten sie durch unendliche Widerbilder die Halle zu einem gewaltigen gläsernen Palast von Spiegelsälen und bildeten so für die Phantasie einen seltsamen und wundervollen Irrgarten, in dem sie sich in abendlichen Träumereien ergehen mochte.

Es standen in der Halle große, steife, schwarze Ledersofas und Ledersessel, von denen die Freunde

vier in die Nähe des Kamins rückten. Der Diener stellte auf einen der kleinen runden Tische, die zahlreich zur Bequemlichkeit der Rauchenden und Lesenden umherstanden, einen Punsch, schenkte ein und wurde dann zu Bett geschickt.

Seit der kurzen Andeutung Hermanns hatte sich die Unterhaltung nur über gleichgültige Dinge hinbewegt, und erst, als das Licht ausgedreht war, und nur das offene Feuer die Halle erleuchtete, fing das Gespräch an, sich zu vertiefen. Der Widerschein der Flammen überzog die Möbel und Täfelungen, die braungelben Türvorhänge, die dunkeln Spiegelflächen, in denen sich hoch oben als einzige breite Helligkeit die weiße Decke des Saales abbildete, die Gesichter, Hände und auch die weißen Hemdausschnitte

der Herren mit einem weichen goldenen Ton.

Ernst bemerkte: »Es ist etwas Seltsames um einen Sterbenden. Ich habe erst einmal einen Menschen in seiner letzten Stunde gesehen, und muß sagen, daß der Augenblick seines Todes den Eindruck einer großen, fast berückenden Harmonie gab, und wenn es euch nicht langweilt, so will ich die Begebenheit erzählen.«

Man bat ihn darum und er begann: »Mein Freund Christoph und ich waren noch auf dem Gymnasium. Er war der Liebling seiner Lehrer und Mitschüler, denn er zählte zu jenen Begabten, die, ohne daß sie zu Hause viel arbeiten, die Besten ihrer Klasse sind. Wir gehörten damals beide einem Sportklub an, und nicht nur beim Fuß-

ball war Christoph der vollendetste Kapitän der Jugendabteilung, sondern auch bei den jährlich wiederkehrenden Wettkämpfen errang er beim Schnell- und Hürdenlauf, beim Ringen und Speerwerfen, beim Radpolo und Hockey immer die ersten Preise. Am Abend solcher Festtage sah mein Freund wie ein Premierminister in Gala aus; so viel Schleifen und Medaillen zierten seine Brust. Wie ihn alle kleinen Mädchen liebten, weil er gut tanzte, ihnen für sein bescheidenes Taschengeld Blumen und Schokolade kaufte und vor allem nie eine Gelegenheit versäumte, sie beim Nachhausebringen an winterlich dunkeln Nachmittagen zu küssen, so verehrten ihn seine Freunde und sahen wie zu einem unerreichbaren Ideal zu ihm empor. Ein leidenschaftlicher Reiter, machte

er nun eines Tages einen Ausritt über Land. Durch einen gewaltigen Gewitterregen, der ihn bis auf die Haut durchnäßt, zieht er sich eine Lungenentzündung zu, die mit so unheimlicher Vehemenz auftritt, daß man ihn schon nach drei Tagen aufgeben muß. Als seinem besten Freunde wurde es mir erlaubt, ihn noch einmal zu sehen. Er lag in dem weißen Bett, fiebernd, die goldigen Haare wirr in der Stirne und seine Augen brannten in einem Feuer, wie ich es sonst an ihm nur bei einem Wettkampfe gesehen habe. Da hob er sich aus den Kissen empor und rief, ohne auf mich zu achten: Der Gaul geht durch! Und da er wohl fühlte, es würde nun etwas passieren, das er nicht mehr aufzuhalten vermöchte, rief er sich fliegenden Atems zu:

Sitzen, sitzen, und dann im Moment des höchsten Kampfes: Schenkel ran! Sein Gesicht überflog plötzlich eine erschreckende Mattigkeit und wurde schneeweiß. Er zuckte wie verzichtend mit den Achseln, sank in die Kissen zurück und sagte leise: Nun liegt er unten. Dann war alles vorbei. Wir haben noch lange viel von ihm und seiner Tüchtigkeit gesprochen, so daß er schon jetzt, nach fünf Jahren, eine Art mythische Figur für die Mitglieder des Vereins, die ihn nie gesehen haben, geworden ist. Sein Bild hängt in der Bretterbude, die den Spielenden als Garderobe dient, und wird jedem Neuaufgenommenen mit der Mahnung gezeigt, dem Dargestellten nachzueifern. Ist dies nicht auch eine Art Unsterblichkeit?«

Der jüngste im Kreise, Walter,

ein frischer und natürlicher Mensch, der oft ohne Überlegung sprach und deshalb von den drei anderen, den Weiseren und Nachdenklicheren geneckt wurde, war ganz begeistert von der Erzählung und rief, als sie beendet war: »Welch ein herrlicher Tod; wie beneidenswert, in der Vorstellung oder gar in der Ausübung seiner Lieblingsbeschäftigung zu sterben. Wie wundervoll denke ich es mir, bei einer Hetzjagd hinter lebendem Wild sich zu Tode zu stürzen. Das muß so schön sein, wie in den Armen eines Mädchens sein Leben auszuhauchen.«

Friedrich und Ernst lachten, und Walter fühlte, daß er, wenn nicht eine Dummheit, doch etwa Komisches gesagt haben mußte, doch stimmte er gutmütig mit ein und

sagte: »Lieblingsbeschäftigung ging nur auf das Jagdreiten.«

Alle drei stimmten in das Gelächter ein und schienen fast die Todesschauer, die ihnen die Erzählung Ernsts eingeflößt hatte, vergessen zu haben.

Hermann jedoch verriet eine plötzliche heftige Erregung. Er fühlte sich augenscheinlich gedrängt, den Freunden gegenüber von dem zu sprechen, womit er sich den ganzen Tag allein getragen hatte.

Wird es doch jungen Leuten immer schwer, nicht von dem zu reden, was sie gerade bedrängt und bedrückt, was sie eben erlebt haben oder bald zu tun gedenken; und so durchbrach denn auch bei Hermann eine Wortflut, genährt von Erinnerung, Trauer, Dankbarkeit und Andenken, die Schran-

ken der Zurückhaltung und des Schweigens.

Die anderen hatten, im Gefühl einer zurückgehaltenen Neugierde, längst auf diesen Ausbruch gewartet, weil sie wußten, daß er doch von selbst anfangen würde, sein Herz auszuschütten und sich damit tröstlich zu erleichtern.

Er erzählte mit halber Stimme und beinahe andächtig: »Eine der schönsten Erinnerungen meines Lebens ist die an ein Rosenfest, das ich vor anderthalb Jahren feierte. Ernst, du warst dabei und mußt dir's nun gefallen lassen, daß ich den anderen davon spreche. Ich hatte Antonie eben kennen gelernt, und war mit meinen zwanzig Jahren über die Ohren verliebt, auch verstanden wir uns gut, und so lief ich denn Sturm mit Blumen und kleinen

Aufmerksamkeiten. Da sie mir versprochen hatte, mit zwei Freundinnen bei mir zu Nacht zu essen, gingen Ernst und ich daran, mein kleines Speisezimmer, in dem damals auch mein Flügel stand, recht festlich herzurichten. Die Wachskerzen in den Wand- und Tischleuchtern und in dem kristallenen Luster erhellten alles mit ihrem sanften, ruhigen Licht und vermischten ihren zarten Rauch mit dem Duft ungezählter Rosen, der sich uns weich um die Sinne legte. Dicht unter der Decke lief eine Girlande und der ganze Kronleuchter war mit purpurroten Rosen geschmückt, während auf dem schwarzen Flügel und in den Ecken des Zimmers in hohen Gläsern langgestielte La France, boskettartig gehäuft, standen. An den Tür- und

Fenstervorhängen waren einzelne Rosen, mit der Blüte nach unten, festgesteckt, als ob sie wie im Regen niederfielen. Auf der runden Tafel lagen Maréchal Niel und vereinigten ihr sanftes Gelb und Grün mit dem matten Weiß des Tischtuches und dem Glanze des Silbers und Kristalles. Wenn sich Antoniens und meine Blicke begegneten, so leuchteten sie auf. Auf dich, Ernst, war ich damals allerdings fast eifersüchtig. Du spieltest prachtvoll Klavier und wir glaubten alle an dein Talent, während einige Berufsmusiker behaupteten, du spieltest weichlich und nachempfunden. Ich sehe dich noch an jenem Abend vor mir. Du warst beim Spiel zusammengesunken und phantasiertest mit traurigem Gesichte über liebliche alte Melodien. Antonie

sagte zu mir: »Du, dein Freund macht uns noch verliebter, als wir schon sind;« und sie wollte mich küssen. Ich fand das gar nicht, wehrte ab und vermochte ihr den Kuß nicht zurückzugeben. Es war mir, als führte man sie mir fort, in Säle, zu denen ich keine Schlüssel hatte, auf Berge, die ich nicht ersteigen konnte. Ich konnte meine Geliebte nicht mehr küssen. Du spieltest leise und die Töne schienen unter deinen Fingern zu schreien, du schlugst laut die Tasten und ich glaubte nichts zu vernehmen. Liebe, Rosenduft, Wein und auch Eifersucht hatten mich wie wirr gemacht. Da hörtest du auf, klapptest den schweren Flügeldeckel zu und fordertest ein Glas Sekt. Ich schenkte dir ein, küßte Antonie und glaubte auch für einen Augen-

blick, daß du doch nicht gut spieltest.«

Ernst lächelte ein wenig befremdet über die genauen Einzelheiten, deren Hermann sich noch erinnere und deutete an, das seien unaussprechliche Gefühle und unbestimmte Ahnungen, wie sie ganz plötzlich zwischen nahestehenden Menschen entständen, und deren innere Überwindung als ein Prüfstein für wirkliche Freundschaft anzusehen wäre. Er hätte damals nichts von der leichten seelischen Verstimmung des Freundes gemerkt und später immer an das Rosenfest wie an einen ganz harmonischen, durch nichts gestörten Abend gern zurückgedacht.

Hermann pflichtete ihm bei und sagte: »So geht es auch mir, und die kurze Trübung meines Untergefühls hatte wohl weniger ihren

Grund in deinem Spiel, als in meiner unglücklichen Veranlagung zur l'amour triste, zur leidenden Eifersucht und Kleinmütigkeit, woraus bei mir häufig ein gewisser Mangel an Selbstvertrauen entspringt, der mich gerade in gesteigerten Glücksmomenten befällt und mich argwöhnisch und selbstquälerisch macht. Doch das geht schnell vorüber, denn ich versuche mich möglichst wenig hierin gehen zu lassen. Nie aber werde ich den rührenden Eindruck vergessen, den ich hatte, als ich am nächsten Morgen in das Zimmer trat, denn der unbeschreiblich süße und wehmütige Geruch verwelkender Rosen betäubte mich fast, und als ich einige Maréchal Niel, die noch auf dem Tische lagen, in die Hände nahm, ließen sie die schweren Köpfe hängen, als

wären sie im Sterben. Wie die Blumen mir dann langsam und kühl entglitten und teilweise entblättert am Boden lagen, da fühlte ich, wie nahe uns der Tod ist. Antonie ist nun auch gestorben.«

Das Feuer im Kamin war zusammengesunken, als Hermann geendet hatte. Nur noch die Reste glühten wie edles Metall und ließen, wenn dann und wann noch eine kleine, kärgliche Flamme aus dem sterbenden Feuer aufzuckte, im Hintergrunde der Halle rätselhafte Schatten entstehen und vergehen.

Walter trat an den Kamin und entfachte das Feuer, indem er neue Holzscheite darauf legte.

Hermann schenkte, sobald er geendet hatte, mit etwas hastigem Eifer die Gläser von neuem voll.

Die Freunde sprachen mit vieler Liebe und Verehrung von der Verstorbenen, die allen ein guter und fröhlicher Kamerad und eine kluge Freundin gewesen war, als sie plötzlich bemerkten, daß Friedrich eingeschlafen war und heftig, wie unter Beklemmungen, atmete.

Da Hermann ihn zu wecken versuchte, fuhr er aus seinen Träumen empor und machte einen so verstörten Eindruck, daß Walter ihn lachend neckte, indem er bemerkte: »Mußt du denn immer schlafen, in der Kirche, im Konzert, auf der Akademie, im Theater, auf dem Pferd, oder wo du dich sonst auch befinden magst? Du schläfst noch einmal ein, wachst aus Faulheit nicht wieder auf, und wir müssen die Begräbniskosten bezahlen; das könnte dir so passen.«

Friedrich sah ihn fast verweisend an und erwiderte: »Ich habe nicht geschlafen.«

Als er darauf prüfend gefragt wurde, wovon man sich denn unterhalten hätte, antwortete er: »Vom Tode.« Einer der Freunde meinte: »Das hat er so im Traume gehört.« Aber Friedrich sagte bestimmt: »Ich habe nicht geträumt«, und dabei schaute er sich so scheu um, daß die Freunde heftig erschraken und Hermann auf ihn zuging, ihn anfaßte, sich dicht zu ihm setzte, um den Grund seines eigentümlichen Benehmens zu erfragen und ihn zu beruhigen mit der Ermahnung, er solle sich, wenn er einmal nervös aufgeregt sei, nicht so sehr gehen lassen.

Friedrich antwortete fast ängstlich und mit unsicherer Stimme: »Ich

glaubte wahrhaftig eben, ich sei gestorben und bin beinahe verwundert, daß ich noch unter euch bin, da ich doch eben im Palaste des Todes war.«

Darauf nahm er Hermann bei der Hand und führte ihn vor einen Spiegel und fuhr fort: »Denke dir ein Labyrinth von noch viel mehr Sälen und Verwirrungen, als du hier siehst, durch die ich alle auf einem Boden von Glas, auf dem ich jeden Augenblick auszugleiten befürchtete, schritt. Es trieb mich, wenn schon mich eine unerklärliche Furcht befallen hatte, vorwärts, denn ich sah wundervolle Dinge. In dem dritten Saal, den du dort noch in der Spiegelung erblickst, tanzten zwischen aufgestellten Schirmen und mannshohen rotlackierten Leuchtern, auf denen schlanke, lange

Kirchenlichter staken, zwei Mädchen, gekleidet wie auf den japanischen Holzschnitten. Sie drehten und wiegten sich zu den zierlichen Weisen des Rameau, und das Spiel ihrer Hände und Hüften, das Fließen und Fallen ihrer faltigen Gewänder war so reizend, wie das Schwanken schöner Blumen im Winde, wie das Scherzen kleiner Wellen auf einem See. Ihren Händen schienen Blumen zu entfallen, und wo ihre zarten Füße den Boden berührt hatten, quollen Rosen hervor. Ich konnte mich kaum von der süßen Erscheinung losreißen. Als ich meine Wanderung weiter fortsetzte, hörte ich immer Musik und sah in dem Glase liebliche Landschaften. Bald spiegelte sich ein Garten mit Obstbäumen in weißer und rosaroter Blüte, bald erweckten fremdländisch

gekleidete Frauen, die an Springbrunnen saßen oder zwischen Tulpen-, Hyazinthen- und Lilienbeeten spazieren gingen, während sie zur Laute sangen, durch die Anmut ihrer Erscheinung und den Wohllaut ihrer Stimmen mein Entzücken, das noch durch den Anblick des vornehmen Spieles zweier weißen Pfauen gesteigert wurde, die den Sängerinnen wie Verliebte folgten, und immer von neuem zuckend und ruckweise ihre bunten Schleppen zu schimmernden Fächern entfalteten. Von stolzer Freude und erregter Liebeswonne wurden die beiden so krampfhaft durchschauert, daß die langen Kiele ihrer vom Rücken aus aufrechtstehenden Federn leise klirrend aneinanderschlugen und das vibrierende Gefieder ein schwirrendes Geräusch

hervorrief. Eine heftige innere Bewegung ließ die Tiere gar nicht zur Ruhe kommen. Darauf durchschritt ich, wenn ich mich recht erinnere, ein Frauengemach, dessen Bewohnerinnen am Boden kauerten und bunte Vögel und seltene Blumen auf seidene Gewänder stickten. Ein großer weißer Kakadu beugte sich aus seinem goldenen Ring weit vor, als wollte er mir zurufen: »Köpfchen krauen.« Die gelbe Don-Juan-Feder auf seinem Kopfe bewegte sich hin und her, und die weißen Federchen an seinem Halse spreizten sich auseinander, so daß der gelbe Flaum, der unter ihnen war, sichtbar wurde. Da ich mich nicht mit ihm abgab, sah mir der Vogel ebenso traurig nach wie seine Herrinnen. Als ich sie verlassen hatte, machte es mir viel Vergnügen,

zu sehen, wie hier ein fließendes Wasser von einem Bogen, unter dem der blutige Ball der scheidenden Sonne langsam hintersank, kühn überbrückt war, dort ein dünner, silberner Wasserfall wie fallender Tau über dunkle Felsen hinunterglitt. Trotzdem verließ mich nicht eine tiefe Sehnsucht, wie sie uns auch hier auf Erden bisweilen befällt, denn mir schien, alles das sei noch nichts im Vergleich zu dem, was mir sicher noch bevorstände. Nur einer grotesken Szene in diesem anmutigen Irrgarten kann ich mich erinnern. In einem Bambushause saß mit untergeschlagenen Beinen ein Greis, der ein hell- und dunkelviolett gestreiftes Gewand trug und einen hohen birnenförmig gewölbten Kahlkopf hatte. Sein glattes Gesicht sah aus wie das eines Weisen

oder eines Schauspielers. Neben ihm lagen beschriebene Rollen und ein dickbäuchiges Musikinstrument; ein langer Rohrstab, den er in der Hand hielt, bedrohte vier Reihen Schüler, die, japanisch gekleidet, vor ihm saßen und lächerlicherweise meinen besten Bekannten, zum Teil euch, ähnlich sahen. Während die eifrig studierten, gestikulierte der Alte heftig in der Luft herum und schrie: Heute ist es zu heiß, viel zu heiß! Ihr werdet nichts mehr in eure rauchenden Köpfe hineinbringen. Ich will euch lieber etwas erzählen, damit ihr gescheit werdet, spitzt mir aber gut die Ohren, denn ich bin ein Gelehrter und ein Dichter; und nun fing er an, über den Tod und die Liebe zu dozieren und langweiliges Zeug zu schwatzen, wovon mir zum Glück nur einige

Sätze in Erinnerung geblieben sind, die ich euch spaßeshalber, und damit ihr erkennt, wie wunderlich und unklar sich alte Gelehrte bisweilen auszudrücken belieben, erzählen will. So lehrte er: Der Tod ist die Vereinigung mit der von Grund aus Geliebten, daher wissen wir erst im Tode, in dem letzten gesteigerten Augenblick, in dem unser ganzes Leben mit allen seinen Erinnerungen noch einmal sich gedrängt und überdeutlich in unserer Seele spiegelt, wen wir auf Erden, auch wenn wir uns anderes einbildeten, geliebt haben. Der Tod ist die schönste Brautnacht, und die wahre Liebe ist der Tod! In der Art ging es eine Weile immer verwirrter und verwirrender weiter, so daß ich mich schleunigst durch die Flucht rettete. Immer noch

suchte ich jemand, ohne ihn zu kennen. Meine Sehnsucht führte mich wieder an Flüssen, Gebirgen, an Theatervorstellungen und Gärten vorbei. Von diesen öffnete sich einer zu einem Ausblick auf das ruhige Meer, das von zwei Seiten durch sanfte Hügelketten eingerahmt wurde und so eine Bucht bildete, in der viele bunte Schiffe hin und her zogen, mit armen Fischern bemannt oder gefüllt mit vornehmen Männern und Frauen, die musizierten und mit Papierschirmen sich gegen die Sonne schützten. Ein großer Schwarm von müden Zugvögeln näherte sich langsam der Terrasse des Gartens, mechanisch rührten sie die Flügel und ihre Hälse lagen sehnsüchtig vor, als sie doch kurz vor dem Ziel die Flugkraft verloren, in das Meer

sanken, und alsbald von den Leuten in den Schiffen mit leichter Mühe und lachend für ihre Küche eingefangen wurden. Mich aber überkam ein tiefes Mitleid mit den Tieren. Als ich dann durch wunderlich verschlungene Irrgänge und Glaskammern in einen ganz fernen Spiegelsaal, den du dir nie in der Phantasie eigentümlich und schön genug vorstellen kannst, gelangte, durchlief mich ein unbeschreibliches Gefühl. Die kristallenen Wände erklangen wie Glocken, die der Schwengel leise berührt, unter dem durchsichtigen Boden sah ich zu meinen Füßen nie gekannte Blumen, wie ein Schlittschuhläufer auf einer vereisten Wiese. Dort fand ich eine schöne Frau und starb.«

Die drei Freunde wußten nicht, was sie sagen sollten, sie schauten

sich an und als sie in die Spiegel sahen, sahen sie wohl hundert schwarze Gestalten, aber sie erkannten sich nicht mehr in ihnen.

Das Feuer war fast niedergebrannt. Walter besann sich zuerst, drehte das Licht an und sagte: »Kinder, wir werden noch alle verrückt. Dieser Raum macht einen auf die Dauer blödsinnig. Laßt uns Whisky trinken und noch etwas Billard spielen.«

Er zog Ernst mit sich in das Nebenzimmer.

Hermann und Friedrich drückten sich die Hände, sahen sich an und Hermann bemerkte: »Walter und Ernst haben noch nie geliebt, möge sie der Himmel noch lange davor bewahren. Liebe ist unter allen Umständen ein rechtes Unglück. Ja, ja.«

Darauf lächelte er über seine

eigene Banalität und Friedrich übertrumpfte diese noch, indem er sagte: »Oder das größte Glück.« Darauf lachten alle beide und gingen in das Billardzimmer, tranken Whisky und stellten später beruhigter fest, daß sich vorhin in dem Gehirne des schlafenden Friedrich alle Eindrücke aus den letzten Erlebnissen, Gesprächen und gesehenen Bildern zu zusammenhängenden Vorstellungen und zu einem schönen verworrenen Traume verdichtet hätten, dessen tiefer und unnahbarer Sinn sich in mancherlei Weise ausdeuten lasse.

Hermann wollte noch einmal das Gespräch ins Bedeutsame hinüber spielen und sagte ein wenig preziös: »Ich glaube, wir haben mit unserer Traumerklärung ganz recht. Jeder von uns kann sich bei diesen Spiegel-

erlebnissen etwas Besonderes denken und sein Persönliches sich spiegeln lassen; was sie aber für Friedrich sein werden, kann keiner von uns herausbringen, denn keiner versteht des anderen Gedanken, ja nicht einmal seine Sprache. Das ist mir niemals klarer gewesen, als letzten Sommer auf dem Landgute bei meiner Schwester. Sie ist vor nicht langer Zeit aus Indien wieder zu uns herüber gekommen. Ich habe diese junge Frau immer vorzüglich verehrt und geliebt, weil ich bisweilen glaubte, sie verstände nicht nur die Sprache meines Herzens, sondern bediene sich ihrer, als wäre es ihre eigene. Oft habe ich ihr in Gedanken die Hände dafür geküßt. Da wurde nun letzthin nach dem Mittagessen ihr Baby von seiner hindostanischen Kinderfrau herein-

getragen, ich nahm es auf den Schoß und ließ es reiten. Auf einmal fiel mir das alte hindostanische Wiegenlied ein, mit dem unsere Mutter, die auch früher, Vaters Geschäfte wegen, in Asien gewesen ist, uns Kinder, wenn wir nicht einschlafen wollten, in den Traum zu singen pflegte. Die geheimnisvollen Worte sind mir mit ihrem wunderlichen Klang und ihrer beruhigenden, eintönigen Melodie unvergeßlich geblieben, da ich mir als Kind bei ihnen etwas besonders Begehrenswertes und Liebes gedacht und gewünscht habe, weil ich nie recht begriff, was sie eigentlich bedeuteten. Sie lauten:

Nini, baba nini,
Ruti, mackum, tschini.
Nini baba, nini baba,
Nini baba nini,

und heißen in der deutschen Übersetzung freilich bloß:

Schlaf, Kindchen schlaf,
Brot, Butter, Zucker.
Schlaf, Kindchen, schlaf Kindchen,
Schlaf, Kindchen schlaf.

Das summte ich also in der Ursprache vor mich hin, während das kleine Kerlchen vergnügt auf meinem Schoße zappelte und lachte. Da hättet ihr die Fremde sehen sollen, wie sie mich anstarrte, vor mir nieder fiel, meine Hände küßte und sich vor unsinniger Freude wie närrisch gebärdete.

Glaubte sie doch, ich spräche ihre Muttersprache, deren geliebten Klang sie so lange im fremden Lande hatte entbehren müssen. Wie soll ich euch aber den enttäuschten Schrecken und den Jammer beschreiben, der sich auf ihren braunen

Zügen und dunklen Augen malte, als die Ärmste merkte, daß die wenigen gesungenen Worte das einzige waren, was ich auf ihr geliebtes Hindostanisch wußte. Ich schämte mich förmlich, ihr, wenn auch unabsichtlich, einen sehnsüchtigen Schmerz verursacht zu haben und mißtraute auf einmal meiner Schwester und meinen seelenverwandten Gefühlen gegen sie, als sie über das seltsame Gebaren der Kinderfrau zu lachen anfing. Ich sah ihr mit Grauen in ein fremdes Gesicht, denn das kleine, zufällige Erlebnis wurde mir zum Gleichnis für alle menschliche Einsamkeit.«

Hermann schwieg und hatte die Freunde glücklich wieder nachdenklich gemacht

Das ärgerte Walter und ließ ihn brüsk ausrufen: »Nun ist's aber

genug mit der faden Stimmungsmacherei. Daß Euch der und der! Wir sind doch aus den Spiegeln heraus und sitzen in einem Jagd-, Trink- und Spielzimmer. Also auf! Ermannt Euch! Schenkt ein, nehmt die Billardstäbe oder mischt die Karten. Heißt das junges Herrenleben, wenn jeder in seinen heimlichsten und verstaubtesten Seelenwinkel leuchtet und den nächsten mit seiner Gemütskrankheit ansteckt? Jetzt wird getrunken, gelacht, gespielt bis zum hellen Morgen und dann früh wieder an die Arbeit, dann auf die Pferde und in den Schlitten, hinaus ins Freie im Galopp und Trabe. Das ist ein Leben nach meiner Art, das euch alten Nachteulen und Träumern auch gut tun wird.«

Alle waren wie von einem Banne

befreit, sprangen auf und riefen durcheinander: »Der Jüngste hat wie immer recht!«

Und sie folgten seinen Vorschlägen.

FREUNDSCHAFT

Rudolf Alexander Schröder
zugeeignet

BEI Walter, einem jungen Schriftsteller, war Gesellschaft zu Ehren einer berühmten Tänzerin gewesen und seine angebetete Clarissa hatte wilder und feuriger denn je getanzt und so die Gäste, einige Künstler und Schriftsteller mit ihren Damen, auf das Höchste entzückt.

Einige Freunde sind noch zurückgeblieben und gehen in das Rauchzimmer, um noch eine Stunde zu trinken und zu plaudern. Jeder räkelt sich in einem jener großen, schwarzen, englischen Ledersessel, deren kühle, weiche Bequemlichkeit man nur ungern und schwer wieder verläßt.

Walter fragt die Freunde, was sie trinken wollen, etwa Portwein, Flip oder einen Cocktail, und bittet, nur keine Getränke zu verlangen, die schwer zu bereiten sind,

denn seine kleine Bar ist nur auf wenig eingerichtet, und dann ist es zu spät, und er zu faul, um sich noch lange zu plagen.

Man äußert seine Wünsche, und er mischt das Verlangte. Das nimmt immerhin einige Zeit in Anspruch, und läßt ihn der Unterhaltung der anderen unbeteiligt zuhören.

Anfangs dreht sich das Gespräch natürlich um die Tänzerin. Der eine bewundert vor allem ihre unerreichte Lebendigkeit, der andere die sichere Selbstverständlichkeit, mit der sie die gewagtesten Stellungen graziös erscheinen läßt und unästhetische Bewegungen dadurch zu schönen stempelt, daß sie alle wie selbstverständlich ohne Mühe lächelnd ausführt. Der eine nennt sie eine bedeutende Persönlichkeit. Ein anderer bestreitet dies, denn

Bedeutung habe nur der, der von Sehnsucht zu Sehnsucht getrieben, immer Neues schaffe oder anrege und so auf die Zukunft wirke, während sie, die Tänzerin, nur die Gegenwart verschönere, ja selbst ein erfreuliches Stück Gegenwart sei, wie etwa ein schöner Sonnenaufgang, ein blühender Rosenstrauch oder ein Glas voll altem Château d'Yquem, einem Weine, den er scherzhaft einen Beweis und einige Gewährleistung für die ewige Seligkeit nennt.

Alle geben dann zu, Clarissa sei die graziöseste Frau der Welt, eine unschätzbare Künstlerin, tanze neue Formen und gebe der Kunst ganz neue Linien, der Poesie einen eigenen Rhythmus, und was derlei Geschwätz mehr ist, das begeisterte junge Leute bei solchen Gelegen-

heiten in vorgeschrittener Stunde wohl einmal von sich geben können.

Ein überschlanker junger Maler, der die Bewegungen eines rassigen Windhundes hat, erzählte dann von einem Rennen. Der Graf Wolkenbruch sei im Sattel gewesen und habe sich gleich kurz nach dem Starte den Fuß an einer Barriere gebrochen, trotzdem das Rennen zu Ende geritten und wäre noch Zweiter geworden. Er wäre sehr schwach und einer Ohnmacht nahe gewesen, als man ihm vom Pferde hob. Der Schweiß hätte auf seiner gebleichten, lederfarbenen Stirne gestanden. Er habe sich verbinden lassen, sich eine Zigarette angesteckt, seine Dispositionen wegen der Pferde getroffen und sich dann unter der Bewunderung der Umstehenden nach Hause fahren lassen.

Der Erzähler nannte dieses Benehmen unvergleichlich und heroisch. So sehr den anderen die Selbstbeherrschung des Grafen imponierte, so konnten sie ihm doch nicht das Lob des Heroismus zugestehen, sondern bewunderten nur die gesteigerte Fähigkeit des Soldaten und Offiziers, sich in körperlicher Hinsicht zusammen zu nehmen.

Es wurde nun viel über Heroismus hin und her geredet, Beispiele dafür angeführt, und ein junger Kaufmann, der einzige, der in dieser Gesellschaft einen Schnurrbart trug, schrieb die meisten sogenannten Heldentaten der Menschen einer zufälligen Stimmung, der Eitelkeit oder dem Wahnsinn, zu. Er tat dies wohl mehr aus Widerspruch als aus Überzeugung.

Ein aus Tiflis im Kaukasus ge-

bürtiger Maler, der sehr schweigsam war und immer nur trank und trank und in eine Kristallkugel starrte, die er von einem indischen Fakir hatte, um seine Gabe des zweiten Gesichts zu üben, hob den für seine Jahre viel zu alten und faltigen Kopf und sagte ein wenig tonlos und automatisch, in seiner knappen Art oft die Artikel weglassend und die »R's« angenehm rollend: »Die Tataren und Slaven glauben nicht an Heroismus bei Männern. Männer sind brutal und selbstisch, in Gefahr und Not werden sie zum Vieh. Nur Frauen sind Heldinnen. Hört, ich will Euch ein Gleichnis aus meiner Heimat erzählen, wie unser Volk über männlichen Anstand denkt. 'S ist die Geschichte vom kühnen Jäger Nico,

der eine schöne Schäferin Nina zur Ehe wollte.

»Die schöne Schäferin Nina sollte in wenigen Tagen den kühnen Jäger Nico heiraten. Nina weidete wie gewöhnlich Schafe auf den Abhängen des Berges Gudaur, hatte dort gute, saftige Wiesen, denn der Berggeist Gudaur liebte Nina und ließ ihre Schafe fetter werden als alle anderen. Auf der Weide traf sie Nico, der beutebeladen von der Jagd kam. So standen sie nebeneinander, wie eine zarte Birke neben einer starken Kiefer schauten sich Freude und Liebe in die Augen, und merkten nicht, wie sich Gudaurs Haupt verfinsterte, wie er seine Augenbrauen, schwarze Wolken, zusammenzog und seine Augen, graue Felsen, kalt steinern, grausam niederblickten. Rache war

in dem Alten, Rache für verschmähte und verlorene Liebe. Mit einem Schlage bedeckten sich die Weiden mit seltsamen Blumen, eine immer schöner als die andere. Gudaur wußte, Nina liebte Blumen über alles. Nina sagte zu Nico: »Siehe, das ist unserer Liebe Lied.« Hand in Hand gingen sie, bewunderten, pflückten nie gesehene Kelche und je weiter sie gingen, desto herrlichere standen für sie da.«

Der Erzähler nahm einen langen Schluck aus dem Glase, in dem er viel Alkohol mit wenig Wasser gemischt hatte, sah in seine Zauberkugel und fuhr fort:

»So zog Gudaur das Liebespaar von Blume zu Blume, in den Bereich seiner Lawinen. Da blitzten die Augen des Ewigen, Lawinen stürzten und begruben Nico und

Nina in ihrem Niederfalle. Gepreßt an Felsen und verschüttet von Schnee saßen sie Hand in Hand. Hört! Warme Liebe entströmte dem Herzen, schmolz den Schnee und machte eine Höhle. Schweigend saßen sie nebeneinander und fürchteten sich. Hunger wurde Herr über Nico, traurig Nina. Ihre Liebe zu Nico wuchs mit jedem Herzensschlage. Da erwürgte Nico, vor Hunger wahnsinnig geworden, seine Nina und schlug sein Gebiß in ihr Fleisch. Laut lachte Gudaur, als er den entsetzlichen Schrei vernahm, schüttelte sich vor Lachen und von seinen Schultern fielen ihm Felsen und vernichteten im Niedersturze alles bis weit ins Aragmatal. Heute noch decken Steinblöcke, lange schwarze Streifen, Gudaurs Abhänge. Gudaur hatte gelacht.«

Die etwas barbarische Geschichte war zu Ende und der Russe saß wieder mit der eleganten Teilnahmslosigkeit da, deren Unnachahmlichkeit die Verzweiflung jedes jüngeren Semesters bildete.

Ein anderer junger Herr, ein angehender Dichter, der erst vor kurzem das Gymnasium verlassen hatte und noch voll von historischen Bildern, frischen Schulkenntnissen, Idealen und anderer Meinung war, meinte: »Seht doch auf die Geschichte großer Männer der Vergangenheit, die durch ihren Heroismus berühmt geworden sind. Zum Beispiel bewundere ich vor allem den Themistokles. Denn als er vom Großkönig zum Oberbefehlshaber seiner Armee ernannt, mit Macht und Vollmacht ausgestattet, das Mittel in der Hand hatte, sich an einem Lande zu rächen, das,

eine echte Republik, ihn, den einstigen Führer und Retter des Volkes, wie eine abgenutzte Galeere hatte verkommen lassen wollen, beschloß er, Hand an sich zu legen, um nicht gegen sein Vaterland zu Felde ziehen zu müssen und starb so, fünfundsechzig Jahre alt. Als der Großkönig dieses vernahm, stieg seine Verehrung für Themistokles fast noch höher als zuvor. In Magnesia errichtete man ihm ein prächtiges Grabdenkmal. Die Athener suchten, wie so oft zu spät, das wieder gut zu machen, was sie an einem ihrer größten Männer verschuldet hatten. Beim Piräus, in der Nähe des alten Alkimostempels, an einer ruhigen Stelle, errichteten sie ihm ein Kenotaphion, welches ein späterer Dichter mit den Versen besingt:

Hoch ragt der Hügel seines Grabes auf
an schönem Ort
Und grüßt nach allen Seiten hold das
Schiffervolk.

Auch wurden die Nachkommen des Themistokles in Magnesia wie in Athen hoch geehrt.« Der Erzähler schloß mit den Worten: »Wer so zu handeln vermag, beim Herkules, den nenne ich einen Heroen.«

Man lachte über seinen Eifer und Walter konnte nicht umhin, zu bemerken: »Donnerwetter! Hast du noch viel aus der Geschichtsstunde behalten.«

Der Geneckte antwortete errötend: »Ganz abgesehen davon, daß ich erst kürzlich wieder in meinem Lieblingsschriftsteller Plutarch gelesen habe, wollte ich auch ganz früher einmal eine Themistokles-Tragödie schreiben: Drei Akte waren in der

Sekunda schon fertig. Jetzt weiß ich nur noch einen Vers daraus, den ich Euch spaßeshalber mitteilen will. Ich ließ nämlich den Themistokles, als er von einem Priester verraten wird, ausrufen: »Du Hund, du Lump, verfluchter Schweinepriester.« Dann hieß es weiter in den szenischen Anmerkungen: — »blaugewürgt, klatschte der fette Priester auf die Fliesen des Tempels.«

Die Gesellschaft lachte unbändig über die Derbheit dieses Jugendwerkes.

Der Poet stimmte in das Gelächter ein und Walter nahm wieder das Wort: »An den Edelmut des Themistokles kann ich nun einmal nicht recht glauben. Schon im Altertum waren die Ursachen des Todes des Themistokles so gut wie unbekannt. Mir will die Erzählung seines letzten

edelsten Entschlusses nicht recht zu dem ehrgeizigen und leidenschaftlichen Charakter dieses Halbatheners passen. Ich glaube vielmehr, daß er von einem Sklaven, der ihn haßte, oder einem vaterlandsliebenden Athener ermordet worden oder eines plötzlichen natürlichen Todes gestorben ist.«

Wilhelm, der beste Freund Walters, sagte, indem er sich nach der Bar hinwandte, an der dieser immer noch geschäftig einschenkte, Eier öffnete, mischte, klapperte und rührte, halb scherzend, halb spottend: »Du phantasierst dir ja wieder was Schönes zusammen, Ideen und Schlüsse ohne inneren logischen Zusammenhang.«

Walter war sichtlich etwas verletzt, besonders, weil seit einiger Zeit bei den beiden Freunden eine

gewisse Entfremdung eingetreten war, die im folgenden ihren Grund hatte: Wilhelm, der Ältere, Verständige, Ruhige und Besonnene, hatte sich in den Kopf gesetzt, den unruhigen, sehr jugendlichen und hitzigen Walter nicht nur durch mahnende Reden zu mildern, sondern hatte häufig in die Reden und Taten des jüngeren Freundes in der guten Absicht, eine Dummheit, ein unüberlegtes oder taktloses Wort zu verhindern, eingegriffen, und so hatte er Walter, der sich seines Fehls ganz gut bewußt war, durch zur Schau getragene Schärfe mehr erzürnt als genützt. Er blieb jedoch in der festen Überzeugung, wo er Schmerzen verursachen mußte, wie ein guter Arzt auch da Segen zu stiften, bei dieser Art, Walter zu behandeln und war sein ewiger

Mentor oder Präzeptor. Der andere aber wollte sich das durchaus nicht sehr gefallen lassen und lieber selbst trübe und heitere Erfahrungen machen, und so sah Wilhelm sich in der betrüblichen Lage, mehr und mehr einen Freund, den er wie sich selbst liebte, zu verlieren. Er trug dieses Geschick mit wahrhaftem Heroismus und ging auf dem für den Freund nützlich erkannten Wege weiter, allerdings oft weiter, als es nötig war.

Walter war also wieder einmal verstimmt, Wilhelm aber schien dies nicht zu beachten, selbst als der unfreundliche Wirt den eben fertig gewordenen Sherry Brandy, Flip mit einer fast ungezogenen Bewegung vor ihn niederstellte und dabei sagte: »Ich hoffe, es ist nicht zuviel Zucker drin. Du verwöhnst

einen auch nicht grade mit Süßigkeit.«

Wilhelm erwiderte nichts darauf, sondern wendete sich an die kleine Gesellschaft: »Wenn Ihr genau wissen wollt, wie Themistokles ums Leben gekommen ist, so will ich es Euch wahrheitsgetreu erzählen.«

Sofort fiel ihm Walter naseweis ins Wort: »Bist du vielleicht dabei gewesen? Was wir nicht wissen und niemand weiß, weißt du auch nicht.«

Der also Angegriffene sagte darauf ruhig: »Das würde ich nicht so schroff hinstellen. Einige Leute wissen eben, wie es in der Welt zugeht und wie es in der Welt zugegangen ist; aber, wenn ich erzählen soll, so bitte ich um fünf Minuten Ruhe, und ob Ihr meinen Worten glaubt oder nicht, ist mir

gleichgültig. Walter, selbst du in deiner Würde als Wirt, darfst den Mund halten.

Der Gemaßregelte war unzufrieden und gekränkt und warf sich der Länge auf ein Ledersofa, das in der Ecke stand und reckte sich ostentativ gelangweilt.

Wilhelm begann: »Tödlich beleidigt, schmachvoll verurteilt, halb zu Tode gehetzt, findet Themistokles am persischen Hofe nicht nur Unterkommen, sondern wird auf das höchste geehrt, wie ein Priester behandelt und erster Ratgeber des mächtigen Perserfürsten, dem er Hilfe gegen die doppelten Todfeinde, die Athener, versprechen muß. Der König gibt ihm fünf Städte für Brot, Wein, Zugemüse, Bett und Kleidung. Er wird ganz zum Asiaten und vertauscht das einfache, edle

Peplon mit orientalischen Prachtgewändern. Nach einigen Jahren fällt Ägypten unter Beihilfe der Athener ab, und zu Themistokles kommt ein Bote, bringt einen Brief von Xerxes mit der Mahnung: »Jetzt sind die griechischen Angelegenheiten in Angriff zu nehmen und deine Versprechungen zu erfüllen.«

Der junge Dichter bemerkte hier leise: »So steht es ungefähr im Plutarch.«

Wilhelm fuhr fort: »Da ging es an ein starkes Rüsten. Neue Schiffe wurden gebaut, alte wieder ausgebessert. Tausend und abertausend Bogenschützen und ein ganzer Heuschreckenschwarm leichter Reiterei, lange Züge von schwerbewaffneten Fußsoldaten waren im Innern ausgehoben worden und wälzten sich nach der Küste, um ihren Ober-

befehlshaber Themistokles, von dem man die endliche Unterwerfung des kleinen Griechenvolkes erhoffte, jubelnd zu begrüßen. Und der war nur zu sehr gewillt, seinen erbitterten Haß an seinen Mitbürgern und seiner Vaterstadt zu kühlen.«

Walter unterbrach ihn mit dem Ausruf: »Seht Ihr wohl? Was habe ich gesagt? Themistokles hat nie im Leben sich selbst getötet.«

Wilhelm tat nichts dergleichen und ließ sich nicht stören: »In einigen Tagen sollte die Flotte in See stechen, und Themistokles war noch geschäftiger als einst vor der Schlacht bei Salamis, zu ordnen, zu ermahnen, anzufeuern, Lob den Fleißigen und Tadel den Säumigen, Strafe denen, die sich widersetzten, zu spenden. Seit einigen Jahren war er ständig begleitet von einem

jungen Athener, Agathon mit Namen, der aus jugendlicher Schwärmerei Haus und Heimat verlassen hatte, um sich dem berühmten Manne, dessen trauriges, durch den Undank der Vaterstadt veranlaßtes Mißgeschick ihm zu Herzen gegangen war, anzuschließen. Er erhoffte von ihm gute Lehren, Förderung in den Staatswissenschaften und eine kräftige Stärkung in allen bürgerlichen Tugenden. Als er nun sah, daß Themistokles fest entschlossen war, gegen sein Vaterland zu Felde zu ziehen und somit seinen erworbenen Ruhm im letzten Augenblicke zu nichte zu machen, beschwor er den Freund zu verschiedenen Malen, von seinem den Göttern und Menschen verhaßten Plane abzustehen und suchte seinen Bürgersinn durch Erinnerung an seine einstigen glor-

reichen Taten und früheren Trophäen neu zu beleben. Doch vergebens. Da reifte denn in Agathon ein ebenso furchtbarer wie heroischer Entschluß. Der Name seines Abgottes, sein ungeheurer Ruhm mußte rein und womöglich noch gesteigert auf die Nachwelt kommen. Kurz vor dem Abmarsche begleitete er den Themistokles, der ausging, Truppen zu besichtigen. Sie waren den ganzen Tag bei der glühendsten Sonne unterwegs und der Feldherr, der durstig geworden war, trank aus der Flasche, die der Schwertträger ihm reichte. Bald von einem plötzlichen Unwohlsein ergriffen, mußte er nach Hause zurückkehren, wo er nach wenigen Stunden in den Armen seines mörderischen Freundes verschied. In dem Wein war ein schnell wirkendes Gift gewesen. Aga-

thon fuhr noch in derselben Nacht mit einer schnellen Galeere nach Athen und verbreitete dort, Themistokles habe sich selbst das Leben genommen, um nicht gegen seine Vaterstadt zu Felde ziehen zu müssen. Die Athener feierten ihn nach seinem Tode wie einen Halbgott. Der junge Athener, der den wundervollsten und heroischsten Beweis einer musterhaften und echten Freundschaft geliefert hatte, indem er, um dem Freunde zu nützen, ihn umbrachte, verschwand spurlos und hat sich wahrscheinlich das Leben genommen.« Wilhelm schwieg.

Der Maler, der sich während der Erzählung einen Kognak nach dem anderen eingeschenkt hatte, sagte: »Das ist gar nichts im Vergleiche zu Graf W-w-w-wolkenbruchs abgebrochenem Fuß.«

Der Russe nahm keinen Anteil und trank weiter. Der Dichter starrte Wilhelm ganz verzückt an und meinte: »Wenn ich das in Sekunda gehört hätte, so wäre mein Themistokles mit dem guten Schlußgedanken sicher fertig geworden und aufgeführt. Ach, in Sekunda schon aufgeführt.«

Der Kaufmann, der sich noch einen Lehnsessel zur Bequemlichkeit seiner Füße herangezogen hatte, lachte leise vor sich hin und wiederholte: »Du Hund, du Lump, verfluchter Schweinepriester«, und blies mit der Zigarette Ringe in die Luft.

Walter lag noch immer faul auf dem Sofa und sagte gar nichts und dachte bloß: das ging wieder mal auf mich; gut, daß die eigentlichen Pointen in den benebelten Köpfen

der anderen sich auflösten, wie ein Ring aus Zigarettenrauch in dem Tabakdunste dieses Zimmers. Wilhelm ist doch ein langweiliger dozierender Querkopf. Dann sprang er auf und rief: »Es ist zu viel Rauch in der Stube, wir müssen die Fenster öffnen.«

Wilhelm schützte Müdigkeit vor, verabschiedete sich und fragte Walter, der ihn höflichkeitshalber bis zur Türe geleitete: »Wo und wann ißt du morgen? Wir wollen zusammen speisen.«

Walter gab mürrisch Zeit und Restaurant an und setzte bitter scherzend hinzu: »Aber bitte, halte mir keine Reden und gib mir keinen giftigen Wein zu trinken, an mir ist ja doch nichts zu retten.«

Wilhelm sah ihn hilflos lächelnd an und wünschte Gute Nacht.

Ein ausdrucksloses Gute Nacht entgegenbrummend ging Walter ins Rauchzimmer zurück. Dort gebärdete er sich plötzlich munter und ausgelassen, als wäre er von einem schweren Drucke befreit.

Es wurde noch tüchtig getrunken, und die zurückgebliebenen vier Freunde schwatzten rechtschaffenen Unsinn über Tänzerinnen, Rennen, Liebesabenteuer. Bei Leibe nicht Heroismus, der danach angetan war, ihnen die bequemsten großen englischen Ledersessel ungemütlich zu machen.

Der befreite Wirt führte das große Wort. Spät trennte man sich, und der Kaufmann drückte jedem mit den Worten die Hand: »Schlaf gut, du Hund, du Lump, verfluchter Schweinepriester.« Der junge Dichter freute sich über seine Po-

pularität und daß seine Verse im Munde der Leute waren.

Zwischen Walter und Wilhelm aber steigerte sich für viele Jahre, durch dieses harmlose Gespräch über Themistokles die bereits bestehende Entfremdung zu völligem Mangel an Vertrauen und Intimität. Und erst nach langer Zeit, als das Leben die Freunde verschiedene Wege geführt hatte, wich der Bann und ein viel festeres Band innersten Verständnisses und gegenseitiger Billigung verknüpfte nun die gegensätzlichen Naturen bis an ihren Lebensabend.

SPIELE

Max Grafen Bethusy-Huc
zugeeignet

WALTER bestellte beim Diener noch eine Orangeade und zündete sich die letzte Zigarette an. In dem kleinen, vornehmen Klubzimmer mit den schweren, lautlosen Teppichen wurde nur noch an einem grünen Bakkarattisch gespielt, den eine messingene Hängelampe scharf aus der dämmernden Umgebung des schon verdunkelten Saales heraushob.

Walter gab rechts und links die Karten. Ihm gegenüber strich der Croupier immer von neuem die gesetzten Münzen und Noten mit einem langen, schwertfischartigen, dünnen Holzmesser für ihn ein und ordnete sie zu Haufen.

Die Spieler und Spielerinnen waren eigentlich alle müde und beneideten im stillen die anderen, die, gewinstreich oder nicht, schon den

guten Einfall und die Entschlußfähigkeit gehabt hatten, nach Hause zu gehen. Übrig geblieben waren fast nur noch Spieler geringeren Grades. Das Bewußtsein ihrer Verluste hielt sie wie mit einem Bann an den Tisch gefesselt und sie setzten mechanisch ihr Geld, um immer noch einmal ihr Glück zu versuchen, obgleich im stillen auch sie überzeugt sein mochten, daß es vergeblich sei. Max, der viel gewonnen und längst die Karten niedergelegt hatte, trat an Walter heran und fragte ihn leise, wann er endlich aufstünde, es sei fünf Uhr Morgens, die Sonne strahle am Himmel, es sei Zeit, nach Hause zu fahren.

Walter antwortete, nach dem ersten Verlust werde er aufhören. Es dauerte nicht lange, so schlug das Glück um und wandte sich gegen

ihn. Er erhob sich unter dem Murren der Gegner, die jetzt gerade gern weitergespielt und von ihm die verlorene Habe zurückgewonnen hätten; er aber zeigte sich unerbittlich, wechselte das viele Gold in Banknoten um, gab rechts und links Trinkgelder an die Angestellten und Kniehosenträger in reich betreßter Livree und verließ mit seinem Freunde Arm in Arm den Klub.

Im offenen Wagen mußten sie sich gegen die Morgenfrische schützen und schlossen mit hochgezogenen Mantelkrägen für einen Augenblick die Augen, denn der Übergang vom Halblicht des Spielzimmers zur Helligkeit des erwachenden Tages war schmerzhaft.

Die Sonne, noch nicht sehr weit aus dem Meer heraus, versilberte mit ihren kalten, schrägen Strahlen

die graue Fläche und ließ die rosa, blauen und gelben Fronten der südlichen Häuser grell und deutlich hervortreten, während ein dunkles Violett als Schatten auf den noch nicht angeschienenen Bergen im Hintergrunde lagerte.

Über dem nahen Vulkan stieg eine nach oben verbreiterte Rauchwolke empor und Max bemerkte, daß diese Nacht die glühenden Lavamassen weiter als gestern den Berg hinabgedrungen seien.

»Hast du alte, unverbesserliche Spielratze wenigstens gewonnen?« fragte er den Freund, worauf dieser erwiderte: »Selber eine! Ich gebe gewiß zu, daß ich gern spiele, und zwar in jedem Sinne, denn es macht mir fast ebensoviel Freude zu gewinnen, mich von den Glückswellen heben und tragen zu lassen, mich

als Glückskind zu fühlen, als es mich innerlich stählt, im Unglück auszuharren, ganz dumpf und beinahe teilnahmlos zu werden und nur aufzupassen, wann der ungünstige Wind umschlagen wird, um wieder einmal in mein Segel zu blasen. Du kennst ja mein System, vielleicht das einzig richtige, das, wenn es auch nicht den Gewinn sichern kann, fast immer größere Einbußen verhindert. Spiele ich doch im Glück rücksichtslos und hoch, im Verlust ängstlich und mit geringen Einsätzen, falls ich nicht, wenn es ganz schlimm kommt, für diesen Tag überhaupt meinen Hut nehme und gehe. Heute nachmittag war ich im Verlust. Der Doktor Kruterius hielt die Bank und gewann. Dann löste ich ihn als Bankhalter ab, er setzte gegen mich

und gewann wieder. Ich spiele überhaupt ungern gegen diesen Menschen, denn er scheint mir dieses Jahr im Glück zu sein. Weißt du etwas von seinem früheren Leben? Er hat wohl allerhand durchgemacht. Sein glattrasiertes, verwittertes Gesicht verheimlicht zwar sein Alter, doch gleicht es dem Inhaltsverzeichnis einer recht spannenden Räubergeschichte. Kapitel eins: Blatterspuren, Kapitel zwei: die rote Narbe am Hals und so fort. Außerdem sehen seine Lippen aus, als wenn sie durch eine etwas verkniffene Schweigsamkeit die verräterische Geschwätzigkeit zweier feuriger Augen wieder gut machen wollten.«

»Du hast recht«, fiel Max ein, »mich zieht dieser Mensch auch wider Willen an. Er spricht viele

Sprachen und sah aller Herren Länder. Ich weiß nur von ihm, daß er bei einer Schiffahrtsgesellschaft hier im Hafen vor vielen Jahren angestellt war, später aus unaufgeklärten Gründen seine Stellung aufgab und in Madagaskar und Kalifornien als Minen-Ingenieur mit großem Erfolge nach Gold grub. Wie ein verborgenes Wasser auf Wünschelruten, so wirkten Goldadern und Goldnester auf seine Spürkraft und er nahm mit seinen Leuten fast immer die Arbeit an schatzreichen Stellen auf.«

»Und seine Narbe?« warf Walter ein.

»Die soll er schon vor dieser Zeit gehabt haben, woher weiß ich nicht, aber es muß ein ordentlicher Schnitt gewesen sein, denn heute noch könnte man, wenn man ihn

von der Seite ansieht, sich einbilden, sein Kopf wäre zum Abnehmen. Lustig ist es mir immer, die erschreckten Gesichter von Fremden zu beobachten, wenn ihren Augen zum erstenmal dieser infame rote Strich bei einer der brüsken Kopfwendungen des Doktors unter dem bergenden Wall seines Halskragens sichtbar wird. In Australien ist es ihm einmal schlecht ergangen. Er hatte eine große Gesellschaft gegründet, um Minen unter einem Flußbette anzulegen. Man wurde fündig und schaffte große Massen reiner Körner zutage, als der Fluß mit einem Male von oben herein brach und sich auch dort als Besitzer ankündigte, wo man gedacht hatte, ihm seine Schätze unter der Hand entwinden zu können. Über den Verlust von Menschenleben

hätte man sich da draußen wohl getröstet, aber die elementare Zerstörung war so groß, daß nicht einmal an eine Bergung der Arbeitsmaterialien, geschweige denn an eine Wiederaufnahme der Goldwäsche gedacht werden konnte. Die Kurse der Gesellschaft stürzten auf Null. Doktor Kruterius soll unter den merkwürdigsten Begleiterscheinungen für Monate seinen Verstand verloren haben. Er hielt sich für Jesus Christus, rannte wie ein Amokläufer nächtlicherweile, wenige Tage nach dem Unglücke, in der rechten Hand ein Küchenmesser, durch die Straßen der Minenstadt und suchte unter unsinnigem Gebrüll den Erzengel Gabriel, der seine Frau — die der Doktor, Notabene, nie besessen, zum mindesten nicht legitim — verführt und zu einem Mordversuch

gegen ihn angestiftet hätte. Man legte den Tobsüchtigen in Ketten und brachte ihn in eine Anstalt. Unverwüstliche Lebenskräfte taten dann das ihre, stellten ihn her und verwandelten unseren aufgeregten Jesus Christus wieder in einen gewöhnlichen Doktor Kruterius. Darauf ging er nach Amerika zurück, machte sich aufs neue ein großes Vermögen und lebt nun als Sammler von Kunstwerken und Spieler größten Stiles. Er wandert Jahr für Jahr nach denjenigen Städten und Badeplätzen Europas, wo seiner Leidenschaft gehuldigt wird. Er spielt wie eine Uhr nach der Zeit, nachmittags von fünf bis acht und nachts von zwölf bis drei, und ist von der Höhe seiner Gewinste und Verluste, die ihn bei seinen Mitteln gleichgültig lassen können,

scheinbar unberührt. Sonst weiß ich nichts von ihm, als daß er unverheiratet ist, nie mit Frauen verkehrt und außerdem das bewußte Medaillon mit einem weiblichen Bildnisse auf dem Busen tragen soll, das bei einer so romantischen Persönlichkeit, wie Doktor Kruterius, eigentlich so selbstverständlich ist, daß man es nicht besonders zu erwähnen braucht. Solltest du wegen dieses Umstandes noch Zweifel hegen, so habe ich dafür die Autorität meines Kammerdieners. Woher dieser es hat, wissen die Götter.«

Auf die Bitte, er möge doch endlich sagen, ob er im ganzen gewonnen habe, antwortete Walter: »Gewiß, mein Freund. Nach Doktor Kruterius' Fortgehen machte ich Schlag auf Schlag erst im kleinen, dann im großen meine Ver-

luste gut und kann jetzt Gott sei Dank mit einem hübschen Gewinste vor meine Frau treten; und das ist gut, denn für uns verantwortungsreiche Ehemänner gilt noch heute die Weisheit des guten, alten, wunderlichen Simplizissimi:

Eichel, Schellen, Grün und Herz
Bringen dir bald Freud, bald Schmerz!
Bald geht's: Jetzt habe ich gewonnen!
Bald heißt's: Mein Geld ist zerronnen!
Sag's nur meiner Frauen nicht,
Was hier bei dem Spiel geschicht.
  Sie möcht' treten sonst ins Mittel
  Und mir lesen ein Kapitel.«

Max lachte über das glücklich angebrachte Zitat und dann dämmerten die Freunde so vor sich hin.

Der Wagen fuhr auf der breiten, weißen Straße, die gegen das Meer durch große steinerne Mauern gesichert war, im schnellen Trabe und brachte seine Insassen von

Straßenbiegung zu Straßenbiegung um viele Felsen herum, bog dann links vom Meere ab, durchquerte einen staubigen graugrünen Olivenhain und passierte kleine Dörfer mit ungezählten bunten Blumenbeeten, wo schon in dieser Morgenfrühe blinde und zwergenhafte Bettler auf das Pferdegetrappel horchten und erwartungsvoll ihre mageren Hände den Schlafenden entgegenstreckten, enttäuschter Hoffnung aber Verwünschungsgebärden hinter den scheinbar Geizigen und Gefühllosen hermachten.

Man fuhr in eine große Hafenstadt, deren Straßen schon erwacht und belebt waren. Handkarren mit vorgespannten Hunden und braunen, halbnackten, muskulösen Männern, Ponywagen und Maultiergespanne rollten hin und her und

brachten Eßwaren von Haus zu Haus.

Unsere Freunde fuhren in das vornehme Viertel, wo in einem Palmenhaine, auf halber Höhe über der Stadt, ihr Gasthof mit grenzenlosem Blick aufs Meer lag.

Drei Stunden Schlaf, das Frühbad und der Morgenkaffee hatten ihre Nerven erfrischt, als sie ihre Gattinnen um zehn Uhr in der Hotelhalle harmlos, doch mit halb schlechtem Gewissen, begrüßten.

Die Frauen sahen übernächtiger und müder als ihre Ehemänner aus. Unvermittelte Windstöße und Erschütterungen hatten nächtlicherweile die Türen und Fenster des Gasthofs erklirren und aufspringen lassen und ihre Ängstlichkeit erschreckt; dazu war das ungemütliche Gefühl gekommen, von den

Männern im Hotel allein gelassen zu sein. Sie hatten sich gefürchtet vor Dieben, vor dem tückischen Nachbar, dem feuerspeienden Berge, dessen Einfluß auf die Witterung man die nächtlichen Sturmeszeichen zuschrieb, und hatten für die Unvernunft und den Leichtsinn ihrer spielenden Männer gebangt. Sie fühlten sich vernachlässigt, brutalisiert und ungeliebt. Eine steigerte die andere in ihr eingebildetes Leid hinein.

Da standen nun die Sünder, die durch Schmollen und Gleichgültigkeit gestraft werden sollten. Beides aber löste sich bald in Wohlgefallen auf, als die schlauen Missetäter die Höhe ihrer Gewinste nannten.

Man neckte sich gegenseitig und die Herren behaupteten, die Damen seien ungerecht gegen sie, wie Fürsten gegen ihre Minister bei

Staatsaktionen mit zweifelhaftem Ausgange; nur den Erfolg ließen sie gelten, während sie bei einem möglichen Verluste immer vom Spiel abgeraten haben wollten.

Dann konnte man sich nicht einigen, was mit dem heutigen Tage, dessen aufgehender Sonne man nicht recht trauen durfte, geschehen solle, denn das Wetterglas war gefallen und an der schwarzen Tafel im Portal stand zu lesen, daß die Wetterwarte starke Reizbarkeit des Erdbebenmessers anzeige.

Eine geplante Landpartie unterblieb dieser unbehaglichen Anzeichen wegen und man streifte in der Stadt umher, besuchte die überfüllten Kirchen, in denen die Jungfrau Maria und die guten Heiligen bestürmt wurden, einen Ausbruch des Vulkans zu verhindern.

Man kaufte ein, ließ an Bekannte und Freunde zu Hause Obst, Blumen und junge Kartoffeln senden, besah das Aquarium mit seinen Tiefseewundern: die bei jedem Atemzuge elektrisch aufleuchtenden Quallen, die dicken Panzer- und Plattfische, die wütend wie zornige Oberlehrer aussahen, ekelhafte unheimliche Pulpen und prachtvolle Pfauenaugenfische, an denen man die haushälterische Sparsamkeit der Natur bewunderte und lobte, die ihre besten dekorativen Einfälle gleicherweise bei den Federn der Vögel, Flügeln der Schmetterlinge und Rückenflossen der Fische benutzt.

Die Damen wollten plötzlich von einem fliegenden Händler lächerliche Affen kaufen. Die Gatten protestierten, schon aus Mitleid mit den Tierchen, denen man im gegen-

wärtigen Reisezustand doch keine ernsthafte Pflege angedeihen lassen konnte, wurden aber durch den Einwurf mundtot gemacht: »Wenn ihr die ganze Nacht spielt, wollen wir wenigstens von dem gewonnenen Gelde etwas abbekommen und wir möchten gerade diese Affen kaufen, um wenigstens jemanden bei uns zu haben, wenn ihr euch wieder nachts herumtreibt.«

Also wurden die Affen gekauft. Ein kreuzfideler, behender, gleich zutraulicher Uistiti und ein goldgelbes Löwenäffchen, das sich furchtsam bei jedem Annäherungsversuche in die Ecke seines Holzkäfigs flüchtete, vor Angst und Zorn vogelähnliche Singtöne ausstieß und alle Viere abwehrend und steif von sich streckte.

Schließlich wanderte man noch

einmal durch ein Ausgrabungsmuseum, stand staunend vor den ganz einfachen, zweckmäßigen, edlen antiken Geräten und Gefäßen, um sich klar zu werden, wie weit unsere Zeit von der Reinheit und Schönheit dieser Dinge entfernt ist.

Vor den alten Wandgemälden und Mosaiken traf man dann den Doktor Kruterius, der unseren Freunden die Zusammenhänge der zweitausendjährigen alten Malereien mit den Geheimnissen der neuesten, impressionistischen Malweise erklären wollte, ohne auf sonderliches Interesse zu stoßen, denn die Damen waren vom vielen Herumwandeln, Sehen und Bereden gleich wieder müde geworden, den Männern steckte die schlaflose Nacht in den Knochen, und ein der Landessitte entsprechendes Frühstück, das

aus vielerlei Fischen, Gemüsen und Früchten bestand, mußte die Gesellschaft erfrischen.

Doktor Kruterius saß am Nebentisch, setzte sich beim Kaffee zu unserer Gesellschaft und lud sie zum Motorbootrennen ein, wies aber gleich darauf hin, daß die Besetzung nicht stark sein werde, da manche Boote, die in den letzten Tagen konkurriert hätten, bereits wegen des wahrscheinlich aus vulkanischer Ursache unberechenbar erregten Meeres nach Hause gesandt seien.

Man ging zusammen am Quai entlang und erstieg eine kleine, von allerhand blühenden und duftenden Bäumen umschattete, angenehme Anhöhe, auf der ein Vergnügungskasino mit vieler Geschmacklosigkeit und großem Pompe erbaut

war. Ein Fahrstuhl führte auf eine kleine Landzunge herunter, die sonst zum Taubenschießen diente, heute aber als Zuschauerplatz benutzt wurde.

Das Rennen sollte trotz der geringen Beteiligung unter recht günstigen Bedingungen vor sich gehen, da die See sich für Stunden beruhigt hatte.

Die Wasserrennbahn war mit Flaggen, wie man sie auf dem grünen Rasen der Rennplätze benutzt, abgesteckt. Sie waren auf verankerten Tonnen befestigt und schwankten im leichten Winde. In wenigen Minuten sollte ein Böllerschuß das Zeichen zum Anfang geben. Schon knatterten und pafften die von Menschen erfundenen Meerungetüme hin und her und machten einen wahren Höllenlärm.

Am meisten gewettet wurde auf den Sieger vom Tage vorher, ein gelbes französisches Boot, das durch drei Motore vorwärts getrieben wurde, während sein gefährlichster Gegner, ein grauschwarzes englisches Fahrzeug, schlank und schmal, aus dem Hafen fuhr.

Unaufhörlich rasten und fauchten die beiden Boote um die Startflaggen herum, sowie auch viele andere kleinere, die, je nach ihrer Größe und Bauart, wie Frösche, Schildkröten oder Pantoffeln aussahen, und die bei diesem Rennen Statistenrollen zu spielen hatten.

Man mußte nämlich, um einen guten Start zu erwischen, die Boote vorher schon in Gang bringen, da das Anstellen der Motore zuviel Zeit in Anspruch genommen hätte.

Das Meer wurde unter ihnen auf-

gewühlt wie der Sand der antiken Arena von den Viergespannen.

Da erdröhnte der Schuß. Der Franzose war gerade hinter den Flaggen und sauste mit voller Kraft zwischen ihnen dahin. Der Engländer aber, geführt von einem langen, dürren, blonden Steuermann in schwarzem Gummimantel und gleichem Lotsenhute, mußte noch wenden und verlor eine Viertelminute, sprang dann aber wie ein Vollblüter mit großen Sätzen ab und machte sich auf die Verfolgung. Niemand achtete auf die anderen.

Die wildgewordenen Ungeheuer stürzten unaufhaltsam vorwärts, pflügten die Fluten des Meeres und bestickten sein blaues Gewand wie mit Spitzen, indem sie ungeheure Sturzseen aufwarfen, die immer

von neuem über den hochaufgerichteten Steuerleuten zusammenschlugen.

Der Engländer machte Boden gut, wie es beim Pferderennen heißt, und schon bei der dritten Runde nahm er geschickt die Innenseite. Bei dieser Wendung lag er so schief, daß man sein Umschlagen befürchten mußte. Hinter ihm entstand ein tiefes Wellental und zeigte noch lange den zurückgelegten Weg. So kam er viel besser um die Wendeflagge als der Franzose, gewann einen großen Vorsprung und sicherte sich den Sieg.

Die Zuschauer, die bezahlt hatten, und die Zaungäste, die überall auf den Dächern der Häuser, auf den zu halber Höhe belegenen Straßen, ja wie in einem kolossalen Theater die Hügel hinan saßen, schrieen

vor Erregung auf und brüllten tausendstimmig Beifall.

Kurze Zeit schien man über dem nahen entfesselten Wasserkampfe zu vergessen, was ein anderes Element im Hintergrunde bedrohlich vorbereiten mochte. Vielen rollten Tränen der Erregung über die Wangen, einige, die in der Spannung des entscheidenden Momentes aufgesprungen waren und das Eisengitter umklammert hatten, ließen es los und setzten sich. Nur Doktor Kruterius, der den Engländer unsinnig hoch gewettet hatte, blieb unbeweglich und strich sich einmal leicht mit der flachen Hand über die Halsnarbe, eine nervöse Gepflogenheit, der er bei Aufregungen nicht entging.

Unsere Freunde verabschiedeten sich von ihm und nahmen einen

Wagen. Die Damen setzten ihren Männern mit übertriebenen Vorwürfen hart zu, als ob sie von ihnen brotlos gemacht würden, da beide auf das besiegte Boot kleinere Summen verloren hatten.

Diese Anstellereien waren ärgerlich und das allgemeine Mißbehagen steigerte sich, als der Wagen plötzlich auf öffentlichem Platze inmitten eines Volksgedränges zum Stillstehen gezwungen wurde.

Vor einem Kirchenportal stand auf erhöhten Stufen ein Priester. Er predigte laut und eindringlich mit dröhnender, auf die Nerven fallender Stimme, wie wir sie uns den alten Propheten eigentümlich denken. Während seiner Aufforderung zur Buße erschauerten die Hörer im Bewußtsein ihrer Sünden. Seine Gesten waren bedeutend wie

die eines großen Mimen. Er wies mit hagerer Hand auf den feuerspeienden Berg und nannte ihn den Rächer Gottes. Er verfluchte alle Welt- und Sinnenlust, die überall in dieser verlotterten Stadt offene Herberge fände. Er drohte mit den Fäusten gegen das Theater, schmähte den Tanz, die Schauspielkunst, den Gesang und schrieb der Bühne die Hauptschuld an dem gänzlichen Verfall der Sitten zu. Das sinnliche Treiben der modischen Vergnügungslokale schilderte er in glühenden Bildern und malte einem kindlichen Volke mit wahrer Wollust und Seelengrausamkeit die Strafen der Hölle und die Foltern Satans aus, die den Sünder erwarten.

Immer ekstatischer wurde sein Gebaren und es erreichte den Höhepunkt der Überspanntheit, als

er delirantisch schrie: »Wohl war auch ich ein Diener des Fleisches, aber Gott rührte an mein Herz und hieß mich reden zu euch, und euch verwarnen, daß die Erde sich nicht auftue, euch zu verschlingen, daß der Berg dort drüben, der feurige Rachen der Hölle, nicht eure Häuser über euch fallen lasse, denn eure Greuel stinken gen Himmel und der Kerker spie seine Verdammten aus und läßt sie unter euch wandeln. Wehe über die Schauspielerinnen und Tänzerinnen der Lust. Von ihnen kommt alles Unheil und sie fordern noch heute, wie einst Salome, die Häupter der Heiligen.«

Es schien, als ob er mit den letzten Worten auf eine bestimmte Persönlichkeit ziele, denn unter der Menge erhob sich ein Gemurmel, das scheinbar einen bestimmten

Namen beständig wiederholte. Von den Lippen der Nächststehenden meinten unsere Reisenden die Worte »Filomela«, »er meint die Filomela« zu vernehmen.

Der Priester oben vor der Kathedrale stand einen Augenblick still und schien von seinem Erfolge befriedigt. Dann warf er die Arme plötzlich in die Luft, seine Augen traten aus den Höhlen, Schaum stand vor seinem Munde. Er stürzte zu Boden und schlug in epileptischen Krämpfen um sich.

Das Volk war bestürzt und lief auseinander. Ein altes, buckliges Weib nickte dem Kutscher auf dem Bocke freundlich zu und sagte: »Ja, ja, es ist schon so, wie sie sagen, er meint die Filomela. Sie ist wieder frei und wird uns alle verderben.«

Die beiden Ehepaare hatten mit

wachsendem Interesse diesem öffentlichen Schauspiele zugesehen und waren in ihrer nordischen Art beinahe ergriffen, denn das leidenschaftliche Pathos und die südliche Beredsamkeit des abgehärmten Antlitzes verfehlte vielleicht um so weniger ihre Wirkung auf sie, als der Vulkan jetzt wirklich wie eine Drohung des Himmels erschien; denn trotz des hellen Tagesglanzes sah man Flammen vermischt mit Rauch aus dem Berge schlagen.

Der Kutscher, der sich den Fremden gegenüber als Freigeist aufspielen wollte, drehte sich heftig gestikulierend um und schalt den Bußprediger einen Volksbetrüger und Schwätzer, meinte, er solle sich nur selbst beim Ohre nehmen, denn in seiner Jugend sei er »dieser Filomela« weidlich nachgestiegen, wie

jedermann wisse. Freilich, wenn die jetzt frei herumliefe, könne man sich noch auf allerhand gefaßt machen, fügte er noch bedenklich hinzu. Mehr war nicht aus ihm herauszubringen, auch sprang er vom Wagen, um seinem kleinen Pferde das Berganziehen zu erleichtern.

Beim Abendessen drehte sich das Gespräch wieder um das Spiel und Walter, der gern alle Beschäftigungen und Taten der Menschen verinnerlichte und in sie etwas hineinzugeheimnissen suchte, behauptete, er spiele darum so gern, weil er im Glücksspiele, trotzdem es zweifellos eine Torheit, ja ein Laster zu nennen sei, dennoch für gewisse Charaktere einen erziehlichen Wert sehe. Es unterweise die Menschen, den Schicksalsschlägen des Lebens

ruhig und kalt gegenüber zu treten und lehre sie im kleinen, als Bild des ganzen Lebens, das Glück mannhaft auszunutzen, im Unglück aber sich zu ducken, klein zu werden, zu warten. Auch zeige es deutlich, wie man, solange man noch lebe und über irgendwelche Kräfte verfüge, niemals verzweifeln dürfe, denn oft gewänne man mit dem letzten Goldstück nicht nur den ganzen Verlust von Tausenden zurück, sondern ginge bereichert nach Hause. So entzücke ihn beim Spiel vor allem ein gesteigertes Gefühl der unmittelbaren Nähe des Schicksals, und das um so mehr in friedlichen Zeiten, wo niemand das Kriegsglück mit seinen wechselnden Launen kennen lernen dürfe.

Diesen abenteuerlichen Ansichten wurde von den Damen lebhaft wider-

sprochen und haushälterische und moralische Einwürfe gemacht.

Max hielt natürlich zu dem anderen Manne und behauptete, die Liebe zum Spiele sei ein allen Menschen eingeborener Naturtrieb. Er erinnerte an die alten Germanen, die Haus und Hof und schließlich sich und ihre Weiber in die Leibeigenschaft verspielt hätten. Die ostasiatischen Völker hätten eine große Menge von verschiedenen Glücksspielen, ja sogar die rückständigsten Negerstämme spielten mit Steinen, die sie nach ganz bestimmten Gesetzen hin und her schoben und in kleine Erdlöcher legten, ohne daß je ein Europäer dahinter gekommen wäre, wie eigentlich die Regeln dieses Spieles seien. Dann fuhr er fort: »Ich hasse den Spielsaal mit seinen unerschütter-

lichen Roulettemaschinen, die keine Nerven haben, wohl aber mich regelmäßig durch das Klappern der rollenden Kugeln und die langen Auszahlungspausen entnerven. Ich lasse mich gehen und gebe Zeichen der Freude über einen Gewinst und des Ärgers über einen Verlust von mir, weil ich mich unter zweifelhafter Gesellschaft unbeobachtet fühle. Im Klub, beim Bakkarat, ist das alles anders. Ich spiele mit Menschen, die auf gleicher Gesellschaftsstufe mit mir stehen, die ich kenne und denen gegenüber ich mich beherrsche, ich bekomme selber die Karten in die Hand, und der große Unsinn hat etwas Persönliches und wächst sich nicht selten zum Zweikampfe, zur Kraftprobe aus. Nur unter dem Gesichtspunkte eines Trainings zur äußeren

Selbstbeherrschung kann ich das Glücksspiel billigen und lieben. Die Hauptsache aber ist und bleibt: Gewinnen. Das interessiert mich hier entschieden mehr als deine seelischen und schöngeistigen Erregungen, mein Bester.«

»Daß ihr auch immer geistvolle Entschuldigungen für eure Laster und Fehler bereit habt und mit Nachdruck vortragen könnt«, murrten die Gattinnen.

Ein sich entspinnender Zwist wurde noch glücklich verhindert, da man mit einem Male auf der Straße Harfengeklimper hörte.

Die Herren, die in Ruhe ihren Kaffee nehmen wollten, schalten auf die in diesem Lande unvermeidliche lärmende, jede Ruhe störende Straßenmusik und fanden es unerklärlich, wie sie sich nur zu

Hause im kalten Norden oft mit romantischer Sehnsucht an die bunten und fröhlichen Straßensänger hätten erinnern können.

Die Harfe wurde bald von einer weiblichen Stimme übertönt, die durch gehaltenen Vortrag und die zaghafte Reinheit ihrer Töne auffiel.

Die Damen gingen auf den Balkon und riefen nach kurzer Zeit die Herren zu sich.

Mürrisch gesellten sich Walter und Max zu ihnen und warfen einen Blick auf die Straße. Einer sagte verächtlich: »Die Person ist ja ganz alt«, worauf man ihm entrüstet Stillschweigen gebot, was nicht mehr nötig gewesen wäre, denn schon wurde ihre Aufmerksamkeit gefesselt und sie auf das tiefste und seltsamste berührt.

Die Straßensängerin war in Lumpen gekleidet. Weiße Haare hingen ihr wirr in die Stirn. Ihr Gesicht verriet eine ehemalige große Schönheit. Die gazellenfarbenen Augensterne sahen immer noch kindlich erstaunt aus einem früh verwelkten Antlitze. Ihre Hände waren zart und ausdrucksvoll, wie die eines jungen Mädchens aus gutem Hause.

Als Begleiter hockte ein gleichfalls zerlumpter alter Harfenschläger neben ihr am Boden, der nur dann den Blick von ihr wandte, wenn eine schwierige Passage seine Achtsamkeit auf das Instrument lenkte.

So stand dieses phantastische Paar gegen das Meer wie eine Silhouette, zur Seite der Vulkan, der immer heftiger Rauch und Staubmassen in die Luft warf, so daß der Glanz der untergehenden Sonne

durch einen gelblichgrauen Schleier gebrochen schien.

Was auffallen mußte, war der Umstand, daß die beiden nicht von Straßenjungen und herumlaufendem Volke wie gewöhnlich umringt und begafft wurden. Hatte eine Weibs- oder Mannsperson in der Nähe des Hotels zu tun, so huschte sie so schnell wie möglich an der Sängerin vorbei, schlug das Kreuz oder streckte in abergläubischer Furcht den kleinen und den Zeigefinger der rechten Hand gegen sie aus, ein Verfahren, das gegen den bösen Blick schützen sollte und unseren Freunden von ihren südlichen Aufenthalten her bekannt, aber noch nie in so ungescheut beleidigender Form vor Augen gekommen war.

Ein Hotelbeamter, den sie befragten, was es damit für eine Be-

wandtnis habe, bestätigte ihnen, die Alte sei eine Jettatrice, d. h. sie habe den bösen Blick.

Er wollte noch mehr erzählen, aber unsere protestantischen Nordländer hatten von dem Pröbchen südlichen Aberglaubens genug und wandten sich wieder der Alten zu, die unglaublich schön zu singen fortfuhr.

Sie selber schenkte ihren Landsleuten keinerlei Beachtung und sah nur auf die vielen wohlgekleideten Hotelgäste auf den Balkonen und der Terrasse, die alle entzückt dem sich immer steigernden und aufschwellenden Gesange zuhörten.

Sie sang Gounods Schmuckarie, und das aufmerksam lauschende Publikum ließ ihre Bewegungen freier, ihre Gesten größer werden; sie warf den Kopf wie auf der

Bühne zurück und tragierte zum Schluß, aller ihrer Mittel teilhaftig, gemessen und andeutend wie auf einem großen Theater.

Es läßt sich nicht genau sagen, wodurch der ungeheure Eindruck verursacht wurde, den sie hervorrief.

Vielleicht lag es darin, daß man, ohne zu wissen warum, das Schauspiel des Hervorbrechens oder neuen Erwachens einer großen künstlerischen Persönlichkeit erlebte; den Adelungsvorgang einer Bänkelsängerin zur Primadonna, eines armen, zerlumpten Weibes zur großen Dame.

Der Beifall wollte nicht enden. Man warf in den Hut des Alten soviel Geld, als man in den Taschen fand, ja einige Damen schenkten der Sängerin kleine Schmuckstücke,

die sie gerade trugen, und alle diese Geschenke nahm die Alte erfreut und königlich dankend an, als wäre sie von alters her solche Ovationen gewöhnt.

Der Doktor Kruterius stand beiseite und starrte auf die Sängerin wie auf eine Erscheinung. Sie sah ihn einen Augenblick an, doch schien sie mit keiner Miene ein Einverständnis zu verraten.

Die Sonne war untergegangen und die Alte machte sich mit ihrem Harfenisten davon, nachdem man sie auf das Dringendste aufgefordert hatte, den nächsten Abend wieder vor dem Hotel zu singen. Lange noch sah man den beiden, die dicht aneinander gedrängt den Berg langsam hinunter schritten, nach und zerstreute sich dann, um dem Spiel zu fröhnen oder in ein Theater zu fahren.

Die nächsten Abende verstrichen, zum Leidwesen der Fremden, ohne die gewünschte Wiederkehr des musikalischen Genusses.

Doktor Kruterius schien am meisten unter dieser Enttäuschung zu leiden, zeigte sich nervös, wortkarg und von einer geradezu unheimlichen Zerstreutheit, gesellte sich zu niemandem und spielte im Klub noch steinerner und sinnloser als vorher, sah sich aber bald immer Wenigeren gegenüber, bis auch die letzten ihn im Stiche ließen, abreisten und ihn so zwangen, für sich allein schwierige Patiencen zu legen.

Denn viel unheimlicher als dieser Doktor wurde von Tag zu Tag der feuerspeiende Berg. Immer dunkler und höher warf er seinen Aschenregen. Er erregte die Lüfte und er-

schütterte die Erde und den Meeresboden. Der glühende Schlamm seiner Lava kroch und wälzte sich unaufhaltsam todbringend zu Tale.

Schon drang die Schreckenskunde in die Stadt, daß einzelne Gehöfte, Weingüter und Ölberge von dem feurigen Strom erreicht und aufgefressen seien.

Die Regierung tat alles, um die gefährdeten Dörfer zu leeren. Die Einwohner aber leisteten Widerstand und wollten sich nicht von der geliebten Heimat trennen. Die Kirchen waren Tag und Nacht laut vom Beten und Singen. Unaufhörlich hüllten Weihrauchwolken die Knieenden ein. Das Brausen der Orgel benebelte ihre Sinne und die Priester füllten ihre Kirchenkassen mit Almosen und Ablässen, die das geängstigte Volk willig

opferte. Lange Prozessionen durchzogen Stadt und Land gegen den Vulkan hin, um dessen finstere Mächte zu beschwören.

Die Eisenbahnzüge waren von Abreisenden überfüllt, teils aus diesem Grunde, teils aus Neugierde und Sensationslust blieben unsere Bekannten in dem unheilbedrohten Ort.

Eines Tages versuchte man, soweit es nicht lebensgefährlich war, sich dem Flammenberge zu nähern; als er aber Steine aus sich heraus beinahe in den Wagen schleuderte, mußte diese Forschungsreise der erschreckten Frauen wegen aufgegeben werden.

Nachts durchstreiften Walter und Max die ausgestorbene Vergnügungsstadt und besuchten die Lokale und Wirtschaften, wo sonst die Halbwelt Europas mit wilden Zigeune-

rinnen und wüsten Negerweibern lüstern und verschmitzt aufreizende exotische Tänze um die Wette zur Schau gebracht hatte. Sie fanden alles verlassen, denn die internationalen Stars waren längst mit sämtlichen verfügbaren Blitzzügen aus der allzu brenzlichen Schwefelluft in gesegnetere Gefilde abgedampft. Auch die Einheimischen hielten sich zu Hause oder krochen in den Kirchen zu Kreuze, da die Prediger immer und immer wieder das Schicksal Sodoms und Gomorrhas, zum Vergleiche mit dieser Stadt, herangezogen.

Daß unser Pater Angelico einer der Rüstigsten hierbei war, versteht sich von selbst. Jeden Tag beschwor er an einer anderen Stelle der Stadt mit geblähten Nasenflügeln das Gericht Gottes.

Nun kamen verhältnismäßig ruhigere Tage und die Gefahr schien minder bedrohlich, obgleich der Vulkan immer noch, wenn auch mit geringerer Heftigkeit, seinen tödlichen Unrat in die Lüfte spie.

Während eben dieser Tage fuhren Walter und Max mit einem Segelboot aufs Meer hinaus, um vom Wasser aus das elementare Feuerwerk beobachten zu können.

Sie passierten eine kleine Felseninsel, auf der ein großes steinernes Haus kahl und finster stand. Schrilles, eintöniges Geschrei, wie von großen Raubvögeln, tönte über das Wasser zu ihnen herüber und entsetzte sie. Aus den Gitterfenstern dieses Irrenhauses starrten verzerrte und furchtsame Gesichter, die mit verstelltem Munde unsinnige Tonfolgen ausstießen. In verschiedenen

Stimmlagen und mit regelmäßigen Zwischenräumen wiederholten sie sich und gaben ein höllisches, fürchterliches Konzert. Die Elektrizität in der Luft, die Erschütterung der Erde und der nächtliche Feuerglanz vom Berge her erregte und ängstigte die unstäten Geister derart, daß sie Tag und Nacht in ihrer Seelennot nicht Ruhe gaben und sich ihre Herzenswirrnis nur durch den abscheulichen Lärm von der leise betenden Verzweiflung des auch schon halb närrischen Volkes in der Stadt unterschied.

Unsere etwas leichtsinnigen Freunde drehten um und beschlossen endlich, ernstlich beunruhigt, mit ihren Frauen so bald wie möglich aus diesem Hexenkessel abzureisen, denn die animalisch instinktive Angst der ahnungsvollen Halb-

tiere machte ihnen mehr Eindruck und ließ sie eher an ein wirkliches Unheil glauben, als das Gerede der profitlichen Pfaffen und das papageienhafte Nachplappern der von ihnen Beeinflußten. Im Hotel wurde schleunigst gepackt und die Abreise beraten.

Trotz der vielen Aufregungen hatte man die Alte mit ihrem Gesange noch nicht vergessen, sprach vielerlei Vermutungen über sie aus und reimte sich Halbgehörtes und Halbverstandenes zu einer bewegten Novelle zusammen, der das Leben nur zu bald einen fürchterlichen Abschluß geben sollte. Hörte man doch eines Abends, daß eine durch Furcht und Aberglauben fanatisierte Bittprozession die Sängerin in der Nähe der träg bergab fließenden Lava gefunden und mit Knütteln

und Steinen erschlagen habe, nachdem ihr alter Harfenspieler, der sich zwischen die Wahnwitzigen und die Bedrohte warf, halbtot fortgezerrt war.

Zugleich klärte sich auch das letzte Geheimnis, das um ihren ergrauten Kopf schwebte, auf und man erkannte in ihr die Trägerin eines großen, seltsamen Schicksals.

In ihrer Jugend war Filomela die erste Sängerin und Schönheit der Großen Oper in dieser nun vom Zorn des Himmels heimgesuchten Stadt.

Die vornehmen und schönen, die geistvollen und reichen Jünglinge und Männer bemühten sich dermalen um ihre Gunst, sie aber lebte, wie ihre großen Berufsgenossinnen aus der Zeit des bel Canto, nur ihrer Kunst und wider-

stand, von ihrer Mutter behütet, allen Verlockungen der Männer.

Zu ihren glühendsten Verehrern zählte damals ein böses Stadtgeschrei einen jungen Priester mit Namen Angelico, der dann auch, soweit es Amt und Stand erlaubten, jeglichen Abend im Theater saß und sie anstarrte.

Ihr Ruhm und ihre Gagen wuchsen von Monat zu Monat, und der Liebreiz ihrer Erscheinung war gleich der Gewalt und Schule ihrer Stimme. Die vielen abgewiesenen Liebhaber aber sprachen erklärlicherweise, wo sie konnten, nur Schlechtes von ihr und ihrer Kunst, die allerdings bei der großen Masse der Bevölkerung nicht ganz so beliebt war, wie man hätte annehmen sollen.

Die Galerie befriedigte ihr Spiel

und Vortrag nicht. Filomelens ganze Art hatte etwas Vornehmes, ein wenig Kaltes, etwas rein Künstlerisches. Sie machte wenige Bewegungen und verharrte oft längere Zeit in ein und derselben statuarischen Pose zum Entzücken der Gebildeten, zum Ärger der großen Zahl, die ja immer gewohnt ist, Unruhe und Kulissenreißerei für Leidenschaft und Feuer zu nehmen. Sang sie eine Arie, so lösten sich die ersten ganz reinen Töne langsam wie zum Versuche und reihten sich erst allmählich fehlerfrei und rund wie Perlen zu einer wundervollen Kette. Nach und nach, als wäre die Sängerin erst jetzt ihres Könnens ganz sicher, kam mehr Gang und Drängen in ihren Vortrag, bis sie sich und das Publikum vergessen hatte und die gereihten

Töne, die immer voller ihrem Munde entströmten, vor Schmerz zitterten, vor Liebe taubenhaft gurrten, vor Freude schluchzten und trillerten. Schloß einer die Augen und hörte nur auf die Stimme, so war es ihm unbegreiflich, daß diese schwingenden, kristallklaren Laute einer Kehle von Fleisch und Blut entquellen sollten; vielmehr glaubte er, reinste Flöten und seelenvolle Violinen erklängen zum Lobe aller unsterblichen Kunst. So war für den Verständigen, dem beim Zuhören wohl ein leises, beglücktes Weinen ankommen mochte, die geklärte Leidenschaftlichkeit ihres Gesanges, die sich bis zum Schluß eines Liedes in unerklärlicher Weise steigerte, sich vom Persönlichen, Menschlichen frei machte und wie aus einer geistigen Welt zu kommen

schien, die Quelle unauslöschlichen Genusses.

Für gewöhnlich hatte sie etwas Scheues, vielleicht auch Hochfahrendes. Sie sah mit fremden Augen nicht immer freundlich in die Welt. Manchmal schien sie sich zu fürchten oder mehr zu sehen als die, die um sie waren; und dieses Wesen, verbunden mit herrischem, hochfahrendem Temperament, mochte ihr das Ansehen einer Kassandra, die Fürchterliches vorher weiß, verleihen und ihr beim Volke den üblen Ruf der Jettatrice eintragen.

Einige Unglücksfälle, die sich an ihre Person zu ketten schienen, bestätigten dieses Vorurteil in leichtgläubigen Herzen. Ein feister Schauspieler, der in einer Oper ihr Partner war, wird beim Absingen eines Duetts mit ihr vom Schlage ge-

troffen. Ein andermal brennt ein Theater, in dem sie spielt, ab. Ein Kind wird auf der abschüssigen Straße ihrer Vaterstadt von ihrem zum Theater eilenden Wagen beim Spielen überfahren.

Am höchsten aber stieg die Erbitterung gegen ihre Person, als sich folgendes ereignete:

Filomela hatte sich endlich einmal verliebt und sich einem schwärmerischen Ingenieur, einem Ausländer, zum nicht geringen Neide der einheimischen Verehrer, ergeben.

Dann kam das Rätselhafte. In einem Anfall von Eifersucht, die, wie sich später bei der Verhandlung herausstellte, ganz grundlos gewesen war, öffnete sie dem Schlafenden mit einem gräßlichen Schnitt die Schlagader am Halse. Als das ge-

liebte Blut ihr entgegensprang, holte sie selber den Arzt und ihr Geliebter blieb durch wochenlange Pflege am Leben erhalten.

Vor Gericht gestellt, wurde sie, trotzdem sie alles mit einfachen, klaren Worten zugab, mit der ganzen Schärfe des Gesetzes verurteilt. Niemand nahm ihre Partei und sagte freundlich für sie aus. Die Richter und Schöffen waren voreingenommen, und das tobende Volk forderte vor den Türen des Justizpalastes sogar ihren Kopf. Wenige Tage vor Ausbruch des Vulkans hatte sie ihre Haft abgebüßt und versuchte, begleitet von ihrem früheren, inzwischen selbst verarmten Kapellmeister, durch Straßengesang ihren Unterhalt zu verdienen. Jedoch abergläubische Bevölkerung, vielleicht auch alter

persönlicher Haß duldete sie nicht in der Stadt ihres Leidens und ihrer Triumphe, und trieb sie nach dem letzten Erfolge ihrer neu erwachten Kunst mit Drohungen und Steinwürfen vor die Tore.

Die Kunde ihres Schicksals lief immer vor ihr her und machte sie überall heimatlos. Als die in ihrer Todesangst tierisch gewordene Menge während einer Prozession, die Pater Angelico führte, Filomelens in der Nähe des unholden Berges ansichtig wurde, genügte es, daß einer unter ihnen den Verdacht aussprach: die Jettatrice habe die Eingeweide des Berges durch Zaubersprüche aufgerührt. Flüche wurden laut und viehisch vollzog man an ihr ein eingebildetes Strafgericht. Zerfleischt und unkenntlich ließ man sie liegen, bis der

Lavastrom sich der armen Niedergemetzelten annahm und ihr ein feuriges Grab bereitete.

In den Tagen, wo dieses traurige Geschehnis zwischen den neuesten Nachrichten über die verheerenden Fortschritte des Vulkans und das Auftauchen von Räuberbanden in der Stadt in den Zeitungen stand und von halbwüchsigen und johlenden Straßenbuben als Reklame für ihre Journale ausgerufen wurde, verschwand Doktor Kruterius auf rätselhafte Weise. Zuletzt wollte man ihn in der Nähe des Vulkans gesehen haben.

Unsere vier Bekannten verließen schon durch eine leichte, stetig vermehrte Aschenschicht hindurch in einem für unerschwingliche Summen gemieteten Kraftwagen erschüttert und schweigend die Stadt.

Ganz im stillen beneideten die beiden kleinen ordentlichen Frauen aus ihrem gesicherten Leben heraus die Sängerin um ihr Schicksal und wünschten auch eine solche Fülle von Leidenschaft rund um sich her erwecken zu können.

Die Aschenregen hörten bald auf, und die Stadt kam diesmal noch mit dem Schrecken davon, während in ihrer Umgebung fruchtbare und angebaute Landstriche mit vielen Ortschaften auf lange Zeit hinaus zerstört blieben.

INHALT